Umfang acht Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin-W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG | BERLIN MÄRZ 1913 | NUMMER 152/153



G. Münter: Originalholzschnitt

Zeitgeschichte

Der Mann mit den Unterhosen

Ich habe den Kunstwart seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Er ist indessen viel dicker geworden, der Mann auf dem Titelblatt mit offenem Hals stützt sich noch immer auf eine Mistgabel, Naturnähe, vaschteste, er heißt jetzt außerdem noch Kulturwart und ferner Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten. Nur der Herausgeber, Herr F. Avenarius, hat sich noch nicht verändert. Ein Vater der Deutschen Nation schaut er über die Lande, preist schlechte, alte und neue Lyrik an, reproduziert mit gefl. Erlaubnis Bilder von mäßigen Malern, bringt Noten und betätigt sich eben auf allen Lebensgebieten. Gute Gegenbeispiele verderben unter Umständen böse Beispiele. Im zweiten Januarheft veröffentlicht Herr Avenarius Reproduktionen nach Gemälden von Cézanne, Signac, Matisse, Pechstein, Burljuk, Kandinsky, Boccioni, Carra. Alles dies in schlichtem Schwarz, aber mit Farben, mit giftgrünen Farben, prangt ein Gemälde von Albert Lamm. So nämlich m u ß man malen. Dieser Lamm erledigt so giftgrün, wie seine Bäume, alle begabten Maler der Gegenwart. Dieser Lamm wütet gegen die Wölfe, daß ihm das Blöken vergeht. Er fängt an zu r e d e n. Er ist nämlich „gewohnt Kunst anzusehen als eine Wiederholung der gegebenen Welt, welche dem Gefühl die Beschäftigung mit dem anschaulich Gegebenen vertieft und vereinfacht". Was Gott vollkommen geschaffen hat, muß lammfromm wiederholt werden, damit es dem Gefühl des Unschuldigen für die Beschäftigung vereinfacht wird. Man muß eine Lammsgeduld besitzen, um diesen Herdenbegriff nicht los zu werden. Aber Herr Lamm besitzt die Geduld. Er findet sogar die Kunst der Gegenwart nicht einmal wissenschaftlich haltbar. Er zappelt an seiner Leine und glaubt, daß die anderen angebunden sind. Man wird mit ihm anbinden und seine Flugschrift kurz angebunden behandeln; denn dieser Papierdrachen fliegt doch nur so hoch, wie es eben dumme Jungen vermögen. Kunst ist zwar Spiel, aber kein Spielzeug. Alles darf man eben Kindern nicht in den Händen lassen. Der gute Vater Avenarius vergißt seine Vaterpflicht. Oder er ist zu sehr von seinem Blut überzeugt. Er verteidigt sein Lämmchen und schimpft auf die Erwachsenen, die das Jüngelchen anrempelte und die nie unter der Zucht der Ausdruckskultur standen. Herr Aveniarius drückt sich nunmehr auf allen Lebensgebieten aus. Zunächst auf dem Lebensgebiet des Humors. Bezugsquelle: Die Lustigen Blätter.: „Also nun hätten wir die Expressionisten, die Kubisten, die Futuristen usw., sagen wir zusammenfassend: die Meschuggisten". Siehe Nummer 22 der Lustigen Blätter vom Jahre 1912. Dieser Witz durfte nicht umkommen, er mußte im Kunstwart ausgedrückt werden, trotzdem an der Zitrone schon verschiedene Jahrzehnte gequescht haben. Nachdem Herr Avenarius noch einige andere humoristische Spässe auf Kandinsky insbesondere losgelassen hat, wird er trübsinnig über seinen Humor, was man begreifen kann, und fragt: „So spotte ich, aber seltsam, schon fühle ich mich in Verlegenheit. Es ist Tatsache, daß so und so viele Leute in diesen Kandinsky'schen Zeichnungen Kunst, ja wirklich: tiefe und hohe Kunst sehen. Darf man einfach in die Welt rufen: „Der Kaiser hat keine Kleider", wenn andere mit Andacht behaupten: er hat herrliche? wer bürgt dafür, daß nicht ich der Dumme bin statt ihrer?" Niemand bürgt dafür. Man darf einfach in die Welt rufen: der Kaiser hat keine Kleider. Man darf aber auch einfach in die Welt rufen: Der Mann hat nur die Unterhosen an, die man sieht, und sie sind nicht einmal neu, die Unterhosen. Aber sie sind echt und wahr, ohne Schmuck und dennoch die Zierde des deutschen Mannes. Nach diesen Trübsinnigkeiten wird Herr Avenarius philosophisch. Was gleichbedeutend mit pädagogisch ist. „Leute, die man mit der 5 versehen, wurden später als Einser eingeschätzt und umgekehrt". Herr Avenarius bekam immer drei. Ihm persönlich konnte dieses Pech nicht passieren. Nach dieser Philosophie und ähnlicher wird Avenarius historisch. Er zählt seinen Lesern chronologisch alle „Rummel" auf. Der Fall Böcklin und Julius Meier-Gräfe. Das deutsche Volk fiel auf Meier-Gräfe nicht hinein, sagt Avenarius, und blieb bei Böcklin. Dann Marées. Gegen ihn hat Herr Avenarius nichts einzuwenden, nur findet er s e i n e Begeisterung echt und die der anderen unecht. Van Gogh. Auch ihn hält Herr Avenarius „unzweifelhaft für ein großes Talent und vielleicht sogar für ein Genie". Nur findet er das Nervenleben von van Gogh bald erschöpft, bald höchst überhitzt. Vielleicht hat van Gogh keine Unterhosen getragen, die so schädlich auf seine Nerven und andererseits so günstig auf die Nerven des Herr Avenarius wirkten. Sonst findet Herr Avenarius, daß das Publikum sich von den minderwertigen Bildern von van Gogh begeistern lasse. Also von den erschöpfte oder den überhitzten. Herr Avenarius und seine Schüler tun das nur vor den Bildern mit Nummer drei. Die Hodler-Epidemie. Herr Avenarius hat die Epidemie auch mitgemacht, wie er schreibt. „Aber Hodler gibt neben seinen Meisterwerken Bilder hinaus, die auch einem mit unseren Augen beinahe so aussehen, als probiert er: ‚Was kann man Publico wohl zumuten?' Unbesorgt, Meister: Mute ihm alles zu, soweit deine Gemeinde reicht, trägt jeder deine Augen als Vorsteckbrillen." Also, der Hodler. Er möchte zu gern wissen, was er alles Avenarius zumuten kann. Aber Herr Avenarius sieht nur mit seinen eigenen Augen, also sieht er nicht des Kaisers herrliche Kleider, sondern nur sich und seine Unterhosen, die dafür aber echt und wahr sind. Del Greco. Herr Avenarius hält ihn auch durchaus nicht für unbegabt. Nur hat er nicht die Augen des Herr Avenarius: „Aber er sieht wie ein Astigmathiker und arbeitet in vielem wie ein Manierist. Tut nichts: weder die Zehnkopflänge seiner Gestalten, die an die Bösen Buben von Korinth erinnern, nach dem Walzen, noch seine schiefen Gesichter, noch die Klapprigkeit seines „geistigen Gehalts" störte irgendwen . . ." Also auch Greco war nicht natürlich genug. Herr Avenarius mit seinen vor-bildlichen Augen und seinen Anatomiekenntnissen weiß das. Nach dieser Historie wird Herr Avenarius nationalökonomisch. Er erschauert vor dem Hohngelächter, das man einst über unsere Museen anschlagen wird. Sie gaben „für die französischen Modernen Geld in schweren Haufen aus, aber sie kauften sich keinen „Welti". Sie opferten sogar den Lamm für die Modernen. Nämlich für Manet und van Gogh. Er erschauert vor dem Hohngelächter, das über „unsere Kunstzeitschriften" wiehern wird, weil unsere Kunstzeitschriften nichts über Katharine Schäffner brachten. Diese Dame ist nämlich „die ursprüngl i c h s t e Begabung der ganzen großen Bewegung um Erweiterung der Kunstgrenzen". Und nun stolpert Herr Avenarius über Kandinsky her. Er hat „sogar Kandinskys Buch über Das Geistige in der Kunst studiert", aber „nicht kapiert, was eigentlich sie wollen, falls sie, wie ich aus Höflichkeit annehme, überhaupt was anderes wollen, als Lärm machen". Er findet in der künstlerischen Produktion der Maler des Blauen Reiters „erstaunlich wenig Talent, aber sehr viel Schaumschlägerei.' Was alles an meiner Dummheit liegen mag." Was zu bestätigen ist. Im übrigen werden auf Wunsch des Herrn Avenarius die Blätter aus der Flugschrift Alberts, des Lamms, im Kunstwart reproduziert. Es ist in dieser Zeitschrift schon mitgeteilt worden, daß die Reproduktion des Gemäldes von Paul Cézanne Badende Frauen mit der Unterschrift: Genie und Faulheit? geschmückt wurde. Unter der Reproduktion eines Bildes von Henri Matisse wird bemerkt: „Mit Matisse bemüht sich die junge Pariser Schule um Erreichung echter Naivität. Das Pariser Interesse hierfür ist mäßig; dagegen verhöhnt eine Pariser Zeitschrift Deutschland, daß Matisse zum reichen Mann machte." Und Herrn Lamm nicht. E i n e Pariser Zeitschrift ist gut. Es wird wohl der französische Kunstwart sein, wenn man auch in Paris nicht für Jägerwäsche schwärmt. Unter einem Holzschnitt von Kandinsky steht: „. . . versuchen ein Gewirr von Empfindungen festzuhalten, welches an der Klarheit sterben würde". Ein G e w i r r, das an der Klarheit s t i r b t, ist eine ziemlich verhedderte Angelegenheit. J e d e r kann nun eben nicht so solide Augen haben wie die Kunstwärter. Aber unter einer Hodlerkopie von Katharine Schäffner steht: „Traumhaft verschwommen, wie ein Zug vermummter Gestalten und doch n i c h t Gestalten, vor fahler Weite. Hier ist die Wirkung umgekehrt, als bei den Erkünstelern: Bei längerem Betrachten w ä c h s t der Eindruck." Einer Hodlerkopie. Das Bild, das giftgrüne, von Albert Lamm blieb ohne jede Unterschrift. Denn es zeugt weder von Genie noch von Faulheit. Keine pariser Zeitschrift hat es je verhöhnt, und keine deutsche von ihm Notiz genommen. Es stirbt an der Klarheit. Und bei längerem Betrachten wächst die Eindruckslosigkeit. Sodaß man darunter schreiben möchte — Schiller! —:

„Willst du nicht das Lämmlein hüten,
Lämmlein ist so fromm und sanft."

Möge ihm Herr Avenarius ein getreuer Hirte sein.

Die Wacht an der Wupper

Ich muß zum dritten Male das Mißfallen der Barmer Presse erregen. Dort gibt es nämlich einen Maler, der auf den Namen Fahrenkrog hört. Dort gibt es nämlich auch einen Kunstverein, der das Verdienst hat, Herrn Dr. Reiche mit seiner Leitung zu betrauen. Dr. Reiche hat sich um die wertvolle Kunst unserer Zeit mit großer Energie bemüht und verdient gemacht. Die Stadt Barmen hat durch ihn ein Museum erhalten, daß die Museen weitaus größerer Städte an Kunstwert erheblich überragt. Der Fahrenkrog fühlt sich durch diese wertvolle Tätigkeit des Herrn Dr. Reiche in seiner Malerei bedroht. Er klammert sich angstvoll an das Flugpapier des Herrn Albert Lamm, hüpft vor Aufregung bei dieser Fliegerei hin und her, und faßt endlich Fuß, indem er einen offenen Brief an den Barmer Kunstverein sendet. Der General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen leistet ihm Pilotendienste. Der Fahrenkrog macht also eine Eingabe „im Interesse der Stadt, der Kunst, im besonderen der Deutschen Kunst". Auch der Barmer Kunstverein hat ein Verdienst, nämlich, Herrn Dr. Reiche trotz allen Schreiern und Schreibern zu halten. Der Fahrenkrog vermißt die Harmonie und die Erhebung in der Ruhmeshalle, dem Barmer Museum, er fürchtet die Verwilderung des Geschmacks. Er tritt für die nationale Kunst ein, worunter noch jeder Kitscher seine eigenen Oelwerke verstand. Er hält den harmlosen Fritz Stahl für einen wüsten Revolutionär und beruft sich auf ihn, daß s o g a r

dieser Ehrenmann in der „Arena“ offenbar eine Zirkusposse gegen die Ausländerei geschrieben hat. Er ist besonders wütend auf die „Russen“, oder wie er sie früher nannte, die Pollacken, worunter er die Maler Jawlensky und Kandinsky versteht, den er übrigens wahrhaft russisch Candintzky schreibt. Als Sachverständigen für die Richtigkeit seiner Ansicht beruft er sich auf die bekannte Zeit. Er hofft es noch zu erleben, daß er die Werke „der Freunde des Herrn Dr. Reiche“ im Keller der Ruhmeshalle wiedersieht, während in der Beletage dann hoffentlich seine eigenen schönen Künste hängen werden. Auch einen Verein für deutsche Kunst will er gründen. Ich kann den Pollacken, Herrn Dr. Reiche und mir gar keine größere Freude wünschen. Der Humor der Herren Avenarius und Genossen bedarf dringend diese Auffrischung. Sehr deutsch scheint es mir aber nicht zu sein, daß der Fahrenkrog der Generalversammlung des Barmer Kunstvereins nicht beiwohnte, der er seine Eingabe gegen die Pollacken unterbreitete. Er war nämlich verhindert. Nun ist es fraglos, daß der Mensch verhindert sein kann. Wenn es sich aber um das Interesse der Stadt, der Kunst, und im besonderen der Deutschen Kunst handelt, sollte man sich lieber nicht verhindern lassen. Sich nachträglich „Auge in Auge zur Verfügung zu stellen“, wirkt mehr wie ausreißen als wie Zahn um Zahn. Der Barmer Kunstverein wehrte sich gegen die Anreißerei des Herr Fahrenkrog sehr geschickt. Er veröffentlichte nämlich die Eingabe. Die Anträge lauteten „erstens, die Dinger der Pollacken aus der Vereinsgallerie zu entfernen, zweitens der erste und der zweite Vorsitzende mögen ihre Plätze wechseln, drittens man „möge den Vorstand ergänzen durch künstlerisch geschulte Leute.“ Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen. Man begreift, daß ein Reisender gern einen Platzwechsel wünscht. Aber die Chefs sind nicht immer bereit. Und ein Brief ist nie so wirksam, wie eine mündliche Offerte. In diesem Brief werden die Anträge begründet. Den Pollacken geht es sehr schlecht. Sie sollen nur ein wenig Farbgeschmack haben, wie ihn eine Putzmacherin auch hat. Statt dessen wird Herr W. von Kaulbach empfohlen. Ebenso warm empfohlen die Schrift des Herrn Albert Lamm. Mit tödlicher Sicherheit hält der Fahrenkrog einen einzigen Münchener für begabt, der nun wirklich talentlos ist: Herrn Erbslöh. Dafür ist er aber Deutscher. Auf diese Art übergibt sich Herr Fahrenkrog immer weiter und bedauert nur, sogar „aufrichtig, diesmal nicht persönlich dasein zu können“. Und so fiel der Fahrenkrog mit seinen Eingaben durch. Barmen ist verloren, die Kunst, im besonderen die deutsche Kunst nahm schon längst von Herrn Fahrenkrog Abschied, nun sitzt er an den Wassern der Wupper, über ihm rauscht die Schwebahn, noch ist Polen nicht verloren. Nur sein Lamm trauert einsam an seiner nationalen Seite.

* *

. . . ist es Mühe und Arbeit gewesen

Lovis Corinth zeigte sein Lebenswerk in der Sezession. Die Herren der Sezession werfen den Künstlern, die nicht ihre Mitglieder sind und sein wollen, gern ihre Literatur vor. Was nicht hindert, daß die Sezessionisten selber auch gern einmal schreiben. Deshalb hat den Katalog der Corinth-Ausstellung Professor Max Liebermann mit einem Vorwort geschmückt, und Corinth sich schriftstellerisch selbst gezeichnet. Liebermann beginnt höchst poetisch: „Wie der Vogel Phönix aus der Asche, bis du aus langer Krankheit neugekräftigt hervorgegangen . . .“ Dann bemerkt er weiter: „Handwerk hat goldenen Boden, gilt auch für die Kunst. Man merkt es den Bildern Corinths an, daß es ihm Freude gemacht hat, sie zu malen.“ Das Malen dürfte wohl allen Malern selbst Freude machen. Daß aber Corinth „einer der ernsthaftesten Maler Deutschlands ist“, hat er nach Liebermann seinem zähen ostpreußischen Charakter zu verdanken. Er stand nämlich vor einer Gefahr, da „gerade bei der Darstellung des menschlichen Körpers das Wissen und Können zur akademischen Oberflächlichkeit verleitet, zum Aus-dem-Handgelenk malen“. Ich finde, daß ihn der zähe ostpreußische Charakter vor seinem Wissen und Können nicht genug geschätzt hat. Liebermann bescheinigt Corinth ferner noch die gesunde Sinnlichkeit und wendet sich gegen die Leute, die „jedes Jahr einen anderen Künstler entdecken, den sie der Gegenwartskunst als Allheilmittel anpreisen“. Corinth liegt eben zu sehr an der Oberfläche, an der akademischen Oberfläche, als daß man ihn erst entdecken müßte. Hierauf wird noch als Heilmittel und Lehrmeisterin die Natur empfohlen, die daran schon gewohnt ist. Und nachdem Liebermann seine Vorrederei höchst majestätisch begann: „dir, Lovis Corinth, kollegialen Gruß zuvor“, schließt er gut bürgerlich: „Prosit Corinth!“. Womit die Bierrede und der Stammtisch durchaus im Sinne der Lehrmeisterin Natur gezeichnet ist.

Corinth selbst bemerkt über seine Malerei: „Ich sehe deutlich eine Aenderung meines Vortrages, ein größeres Betonen der Formen, und bei manchen Bildern erinnere ich mich sogar noch an die Mühe, die ich mir gegeben hatte, möglichst alles auszuführen, da mir manche Kritiker, von denen ich etwas hielt, eine saloppe leichtsinnige Pinselführung vorgeworfen haben, und dennoch: überblicke ich das Ganze, so scheint es mir doch wie aus einem Guß —“. Schön gezacket ist der Bruch. Hierauf setzt sich Corinth mit den „Modernen“ auseinander: „Wenn heute eine Strömung durchgebrochen ist, die mir und vielen anderen unverständlich sein muß, kann ich nicht, um modern zu bleiben, meine Ueberzeugung umändern, nur um eine Bezeichnung zu verdienen, von der es mir noch immer fragwürdig erscheint, ob sie erstrebenswert ist.“ Er soll sich nur nicht in eine Strömung werfen, die ihn fortreißt. Und schon gar nicht gegen eine Strömung. Denn das ist noch gefährlicher. Er bescheinigt sich ferner: „Fleiß und Mühe, Arbeit und Anstrengung darf ich für mich in Anspruch nehmen.“ Das, aber nur das wird ihm auch die ganze sogenannte „Moderne“ bescheinigen. Zum Schluß dieser nicht üblen Nachrede beruft sich Corinth auf den „Vers eines großen Lateiners (Quidquid agis . . .)“ und auf den „guten alten Fritz Reuter“.

Man sehe sich das Bild Paradies von Lovis Corinth an und jeder wird überzeugt sein, daß dieser Maler nie eine verbotene Frucht genossen hat.

Die kunstfeindliche Sperlingsschar

Der Verein Villa Romana verteilt Preise, die in einem einjährigen Aufenthalt zu Florenz nebst einer Geldbeihilfe bestehen. Die Künstler bewohnen die Villa Romana. Der Vorstand macht bekannt: „Durch Aufnahme verheirateter Künstler mit zahlreicher Familie hat sich in den beiden letzten Jahren Raummangel fühlbar gemacht, der für die ruhige Tätigkeit der Künstler unvorteilhaft war. Wir müssen daher diesem Umstand in Zukunft mehr Rechnung tragen, bis durch die geplanten Umbauten weiterer Raum geschaffen ist.“

Die verehrlichen Künstler werden gebeten, den Umständen bis zur Fertigstellung des Umbaues mehr Rechnung zu tragen. Sie mögen ihre Kinder, ihre ungeborenen, der ruhigen Tätigkeit opfern. Oder noch besser: ihre ruhige Kunst den Kindern.

Immer noch mehr Goethe

Herr Hofrat Paul Schlenther begeistert sich, mit Recht, für Lia Rosen. Recht kitschig zwar, dafür liebt er aber Goethe. Er schwelgt in Erinnerung seiner glanzlosen Direktorenzeit am Burgtheater, wo er sich den Luxus „eines seltenen, aber selten zu brauchenden Genies“ leisten konnte. Genies sind leider immer selten zu brauchen. Herr Hofrat Schlenther muß daher häufig nicht so seltene Genies, etwa von der Genialität des Otto Ernst, mit seiner Anerkennung belasten. Er hat aber auch Lia Rosen zu Goethe erzogen. „Sie war schon in Berlin gewesen. Sie hatte von der Modernität genippt, ihres Dehmel voll. Sie erschien hyperneurasthenisch und unterbrach den Vortrag immer fort durch hysterisches Weinen. Man mußte das Kind schelten.“ Die Schelte hat geholfen, denn: „Nun ist sie reif geworden wie eine Südfrucht“. Ha, die Zitrone: „Zu Goethe bekehrt, eilet sie den alten Göttern zu“. Zitronen sind sehr gesund: „und wenn auch nicht größer, so ist sie doch gesund, kerngesund geworden“. Daher der Zitrone Kern: „Sie braucht sich den Reimlosen, ich will nicht gerade sagen: ungereimten Poeten von gestern oder morgen nicht ganz zu entziehen, aber es ist doch gut, daß etwas anderes aus ihr geworden ist, als die Muse der Hysterie und der Neurasthenie.“ Dehmel als Hysteriker! Goethe erhalte uns den dicken Schlenther dafür kerngesund. Mehr kann auch Er von Vorkost nicht verlangen. Schiller zog zum Dichten bekanntlich faules Obst vor. Herr Hofrat Schlenther liebt hingegen die ff. Südfrüchte. Nach Löwenbräu besonders zu empfehlen.

Noch immer mehr Goethe

„Während meiner zwölf Jahre war ich an verschiedenen künstlerischen Stammtischen viel mit ihm zusammen.“ Nämlich Herr Hofrat Schlenther mit dem verstorbenen Literaturhistoriker Jacob Minor. Dieser Herr hat das Verdienst, mit einer Schiller-Biographie nicht fertig geworden zu sein und über Goethes ersten Faust „ein dickes Buch geschrieben zu haben“. Herr Minor paßte zu Goethe wie seine Faust auf ein dickes Buch. Eine Theatergeberde. Denn eigentlich wollte er Schauspieler werden, aber ein Gehörsleiden zwang ihn, „diesen Lieblingsplan aufzugeben“. Er mußte also Literaturhistoriker werden. In diesem einzig übrigbleibenden Beruf hat er nicht nur für Goethe und Schiller Propaganda gemacht, ganz andere Dinge hat ihm Herr Hofrat Schlenther noch zu danken: „Als treuer Wiener blieb er auch vor Grillparzer verweilend stehen“. Grillparzer starb, aber das hinderte den Literarhistoriker nicht, verweilend stehen zu bleiben. Aber nicht nur für Goethe und Schiller und Grillparzer hat er Propaganda gemacht: „Auch für Ferdinand von Saar suchte er in norddeutschen Leserkreisen Interesse zu wecken“. Und damit noch nicht genug: „Und am Burgtheater hing er bis zuletzt, nicht bloß mit leidenschaftlicher Liebe, sondern auch mit der festen Ueberzeugung, daß diese Bühne nie aufgehört hat, die erste der Welt zu sein“. Bei Grillparzer stand er und am Burgtheater hing er. Das ging Herrn Hofrat Schlenther natürlich besonders zu Herzen. Denn dieser Literarhistoriker war wohl der Einzige, der neben Herrn Schlenther, dem Direktor, diese feste Ueberzeugung teilte. Karl Kraus teilte sie nicht. Und deshalb bemerkt Herr Hofrat Schlenther: „Nie ist es Minor eingefal-

len, nach Art anderer Wiener das Gute und Unvergleichliche, das seine Vaterstadt noch immer besitzt, vor ganz Europa in den Staub zu ziehen." Herr Hofrat Schlenther liebt es, das Schwarze zu bestrahlen. Aber das hilft alles nichts: Wien bleibt Wien. Und Schlenther Minor.

Empfohlenes Buch

„Anläßlich" des Regierungsjubiläums gibt ein Berliner Verlag ein Prachtalbum heraus: Der Deutsche Kaiser im Film. Schon die Inhaltsangabe veranlaßt mich, diese Pracht den Lesern angelegentlich, sogar w a r m zu empfehlen: „Heil Kaiser Dir, Gedicht von Eugen Stangen, zu einem vierstimmigen Männerchor vertont von Hofkapellmeister Johannes Döbber. Merkworte und Sentenzen mit A u t o g r a m m e n von F r i t z E n g e l, H a n n s H e i n z E w e r s, A l f r e d H o l z b o c k, G e h e i m r a t L a u t e n b u r g, L e o L e i p z i g e r, S i g m a r M e h r i n g, R u d o l f P r e s b e r, F e l i x S a l t e n, J u l i u s S t e t t e n h e i m und F e d o r v o n Z o b e l t i t z. Dazu noch literarische Beiträge von dem Sportredakteur des Berliner Tageblatts, zwei Direktoren und N a n n y L u t z e. Alles zusammen für sechs Mark.

Der Frackkunstkritiker

Herr Dr. Felix Poppenberg, Mitarbeiter der durchaus vornehmen und überaus litterarischen Neuen Rundschau und Kunstkritiker von total angesehenen Tageszeitungen, dichtet jetzt nicht nur Kritiken für die Schneiderfirma Hermann Hoffmann, nein, er dichtet, wie der Dämoniker Hanns Heinz Ewers, Mitarbeiter am Buche der Deutsche Kaiser im Film, auch für die Herrenfirma Edm. Wünsch. Mit sehr vornehmen Frackzeichnungen von u n s e r e m lustigen Leonard. Die B. Z. am Mittag erweckt durch die Plazierung dieses frackkunstkritischen Essays den Eindruck, als ob es sich um bezahlte Reklame handle. Herr Dr. Poppenberg fühlt sich kunstkritisch so gedrängt, sich über den Frack zu äußern, daß er statt der Scheine den Schein mit in den Kauf nimmt. Ihn zwingt sein Gott, gratis zu sagen, was er unter der unkorrekten Herrenkleidung leidet. Und mit welcher farbigen Poesie umgibt Herr Dr. Poppenberg die schwarze Konfektion. „Der Frack ist eine Abendschönheit, ein graziöser dunkler Nachtfalter in der zärtlichen claire de la lune, oder lieber noch das künstliche Licht suchend, das auf ihn aus juponverhüllten elektrischen Lampen herabrieselt." Nun weiß man endlich, wozu jetzt die abgelegten Jupons benutzt werden. Sie rieseln herab. Der Frack verläßt Madame la lune, die juponlose. „Die Linie von der Achselhöhle verläuft sichtbar pointiert in die Taille hinein. Hier sitzt der Lebensnerv des Frackes, hier liegen die starken Wurzeln seiner Kraft." Unter der Achselhöhle läßt sich die Wurzel vielleicht noch halten. Aber die Wurzel auf der Taille scheint mir für den Lebensnerv des Frackes doch nicht tief genug zu sein. Dafür wird Herr Dr. Poppenberg desto tiefer: „Und auch in den leidenschaftlichen Momenten bleibt er der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht" (Schiller!). Denn „das ist die Tugend des gutsitzenden Frackes in allen Lebenslagen." Und dann „nie darf er w e g s c h w i m m e n, ihm steht keine v o g e l f r e i flatternde Sonderexistenz zu." Also nicht Fisch noch Fleisch darf er sein. Worin hat der Frack seine Schönheit? „Der Frack hat seine Schönheit in sich." Nun wird der Kunstkritiker ganz Kunst. „Der Abendanzug hat seine farblichen Reize. Sie stammen aber nicht aus dem bunteren Bereich von Aquarell- und Oelbild, sondern aus der tonigen Sphäre der Graphik." Bezugsquelle: Edm. Wünsch. Aber „der wirklich gut angezogene Mann denkt beim Anziehen auch an das Ausziehen. Auch seine Dessous werden den Einklang wahren." Bezugsquelle Edm. Wünsch. Und nun erhebt sich Herr Dr. Poppenberg bei den Dessous vom Kunstkritiker zum Dichter: „Wenn er sehr kokett (man achte auf das fehlende ist, höchster Lyrismus), trägt er dann („dann") am Ende unter dem strengen Dreß seidene Kniehosen (am Ende?) und lange Seidenstrümpfe und gewiß („gewiß") ein Hemd, das vorn ganz offen. (Achtung: ist fehlt.) Ohne das grotesk-verzweifelt-herumangelnde Strecken der Arme zum Himmel kann man es abgleiten lassen, und es bleibt, — weiß hinter uns im wesenlosen Scheine . . ."

W e i ß e, w e s e n l o s e Scheine?

H. W.

Für Kandinsky

Protest

Siehe Nummer 150/151

Die Unterzeichneten erheben hierdurch gegen die Beschimpfung des Künstlers Kandinsky im „Hamburger Fremdenblatt", vom 15. Februar, den allerschärfsten Protest und sprechen dem Beleidigten ihre Sympathie aus:

Egon Adler, München
Arthur Babillotte, Leipzig
Adolphe Basler, Paris
Bougard, Paris
Blaise Cendrars, Directeur de Hommes Nouveaux, Paris
S. Delaunay-Terck, Paris
Dr. Fritz Bahrmann, Jena
H. Hayden, Paris
Olivier Hourcade, Paris
Jean Jacques, Berlin
B. J. Kerkhof, Gennep-Holland
Alfred Loeb, Paris
Maurice Princet, Paris
Curt Seidel, Turin
Alexandre Smirnov, Professor an der Universität St. Petersburg
Oskar Stein, München
J. Stern, Paris
Erich Wichmann

Guillaume Apollinaire

Ich habe oft die Werke Kandinskys bei Gelegenheit Ihrer Ausstellung in Paris besprochen. Ich benutze gern die Gelegenheit, meine ganze Hochachtung für einen Künstler auszusprechen, dessen Kunst mir eben so ernst wie bedeutend zu sein scheint.

Dr. Fritz Burger / Privatdozent zu München

Ich gebe Ihnen gern zur Veröffentlichung zur Kenntnis, daß eine solche „Kritik" nur eine dreiste und dumme Beschimpfung von Seiten des Unverstandes ist, der eben dort, wo er die Grenze seiner angelernten Schulweisheit sieht, zu solchen Mitteln greift, um den eigenen Rückzug zu maskieren. Man kann ehrlich bekennen, daß man Kandinskys Schaffen für verfehlt hält, aber das Wesen jeder Kritik besteht darin, daß man sich in der Welt oder auf dem Boden desjenigen bewegt, der kritisiert werden soll, um innerhalb seiner Ideen zuzustimmen, oder zu verurteilen. Das mag im vorliegenden Fall schwer sein, enthebt aber die Kritik nicht von dieser selbstverständlichen Verpflichtung.

Lothar von Kunowski

I s t K a n d i n s k y a u f A b w e g e n?

Sicher nicht. Er untersucht die Bildwirkung, ohne Gegenstandsvorstellung zu geben.

Dazu bemerke ich: Man schneide aus einem großen Bogen Packpapier größere und kleinere Vierecke und lege das Papier mit den Ausschnitten auf bekannte Bilder. Man wird dann leicht Stellen aus den Bildern ausschneiden können, die gar keinen erkennbaren Gegenstand zeigen.

Erweisen sich diese Ausschnitte als anregend, wertvoll und interessant im Sinne Kandinskys, dann ist das Bild von Wert. Zeigt es in solchen Ausschnitten beliebiger Stellen Seife, Oel oder Schmutz statt Handschrift und Farbe, dann stecke man es mit gutem Gewissen in den Ofen.

Das ist meine Stellungnahme zu Kandinsky.

Professor Dr. Theodor Volbehr / Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg

Mir selbst ist Kandinsky in seiner Theorie und in seiner Praxis außerordentlich interessant, ich habe in verschiedenen Vorträgen dieses Winters ihn zu würdigen versucht.

Die Schwermut des Genießers

Fortsetzung

Ein Roman

Von Arthur Babillotte

Als ihm zum erstenmal die Augen für die Buntheit der Landschaften aufgegangen waren, hatte er das Gefühl, in einen tiefen Schacht zu stürzen und endlich in einer Blumenwildnis anzulangen, über und über von Düften bedeckt. Er war ein Knabe von zehn Jahren. Seine Lehrer wunderten sich über die Teilnahmlosigkeit, in der er den Schönheiten der Natur gegenüber verharrte, und konnten nicht begreifen, daß ein Mensch bis in sein zehntes Lebensjahr keinen Sinn für das, was um ihn her wuchs und grünte und gedieh, besitzen sollte. Sie waren geneigt, ihn für beschränkt zu halten, und rieten seinem Vater, ihn nicht studieren zu lassen, sondern ihn in der Bewirtschaftung des großen Gutes, das einmal sein Eigentum wurde, tüchtig zu machen. Eines Tages aber trat seine glühende Liebe zur Landschaft hervor. An einem Morgen stand er auf der Freitreppe des väterlichen Gutes und blickte die lange gerade Pappelallee hinab, deren Ende ganz hinten in den Himmel zu laufen schien. Er ahnte nichts, sondern blickte ganz teilnahmlos in den grauenden Tag und hielt seine Gedanken ganz in sein Inneres versenkt. Die Sonne ging auf und brannte ihm in das Gesicht und erweckte seine Liebe. Er stand wie ein Geblendeter und stieß einen leisen Schrei aus, er meinte, plötzlich wesenlos geworden zu sein, und fühlte doch bis zum Schmerz den Fall seines Körpers in einen tiefen Schacht; er meinte, die Kraft seiner Lungen verloren zu haben und atmete doch den Duft der tausend und tausend Blumen. Er hatte eine Vision, durch die er zum Leben erweckt und auf die Bahn gelenkt wurde, die ihm bestimmt war. Der Heraufstieg der Sonne am Ende der Allee, den er seltsamerweise noch nie beobachtet hatte, wurde ihm zu Musik, zu einer Musik, so strahlend, daß sie ihn im ersten Augenblick blendete, dann aber das Licht seiner Bestimmung in ihm entzündete. Es war ein Mysterium, das er in seiner Jugendlichkeit noch nicht begriff, das er aber gläubig hinnahm als die Gnade einer Macht,



August Macke
Linoleumschnitt

die er später in dem Begriff Künstlertum erkannte und verehrte.

Von diesem Tage an war er der Musik verfallen. Ein Tönen hob in ihm an wirr und mystisch noch, aber in seiner Stärke und Beharrlichkeit erkennen lassend, daß es nie mehr schweigen werde. Nun war ihm der Weg gewiesen. Die Lehrer, die ihn für beschränkt gehalten hatten, schüttelten die Köpfe und konnten nicht verstehen, daß ein Mensch, der bis dahin auch nicht das geringste Interesse für Musik bekundet hatte, plötzlich so tönereich sein sollte. Sie sprachen mit dem Vater darüber und gaben zu erkennen, daß sie das Ganze für eine Selbsttäuschung des Knaben hielten. Der Vater war vorsichtig und beobachtete seinen Sohn. Er nahm eine auffallende Beweglichkeit an ihm wahr: hatte er vorher stets still und in sich gekehrt dagesessen, war er selten zu bewegen gewesen, sich in dem großen Garten, der hinten an das Herrschaftshaus stieß, zu tummeln, so bereitete es ihm jetzt Schmerzen, den Garten verlassen zu müssen. Einmal sagte er zum Vater:

Ich horche in jede Blume und in jeden Busch; um ihre Musik zu vernehmen, mußt du wissen.

Der Vater verstand ihn nicht; und die Mutter lebte nicht mehr. Sie hätte ihn wohl verstanden, denn sie war eine zarte Frau voller Musik gewesen. Sie hatte sich an stillen blauen Abenden an ihren Flügel, der in einem großen, nach schlichter Vergangenheit duftenden Saale stand, gesetzt und in Tönen gedichtet, weil sie nicht in Worten zu dichten vermochte.

Als der kleine Johannes im Hause seines Vaters keinen Menschen fand, der das Tönen seiner Seele verstand, flüchtete er sich zu der Mutter und zwang sie kraft seiner schöpferischen Phantasie, die zugleich mit der Musik in ihm erwacht war, an jedem stillen blauen Abend aus dem Grabe zu steigen und sich an den alten Flügel zu setzen und ihn mit Tönen zu liebkosen. Er sah sie in ihrem schwarzen, straffen Kleide durch die großen Zimmer wandeln, sah, immer ehrerbietig hinter ihr herschreitend, wie sie hier eine Stutzuhr, dort die Lehne eines behaglichen alten Ledersessels, dort ein wundervolles Album auf einem der massiven Tische streichelte, und lebte ihre wehmütigen Gedanken in seinen Kindergedanken mit.

Sobald sie aber in den Musiksaal kamen, streifte er seine ehrfürchtige Zurückhaltung ab und begann wie ein gutes Kind, für das Behagen seiner Mutter zu sorgen. Er eilte zu den Fenstern und öffnete sie weit und freute sich, wenn er die hereinströmende weiche Luft des blauen Abends über sich hinstreichen fühlte. Er öffnete den schweren Ebenholzdeckel des alten Instruments und setzte den Drehstuhl zurecht; dann ging er zu seiner Mutter hin, die an einem der Fenster gestanden und den Reichtum des Abends getrunken hatte, nahm ihre schmale weiße Hand in seine Knabenfinger und führte die zarte Frau mit dem blassen Duldergesicht durch den großen Saal. Ihre Schritte erstarben in den dunkeln Teppichen; der Knabe hatte das Gefühl, sie schwebten beide durch den freien Raum. Bevor sich die Frau vor dem Flügel niederließ, küßte ihr der Knabe die reichen Hände und dankte ihnen für den Genuß, den sie ihm bereiten wollten. Denn er wußte, daß nach der großen Aufregung des Spiels die Mutter sich in Dunst auflösen und ihn allein in der Undurchdringlichkeit der Nacht zurücklassen würde. Es erhob sich eine seltsame Unruhe in ihm, wenn er sah, wie sich die Mutter langsam über die Tasten neigte und mit den großen, in unheilbarer Krankheit strahlenden Augen über sie hinglitt. Der Knabe mußte unaufhörlich diese wunderbaren tiefen Augen anblicken. Er stand ganz unbeweglich neben dem Flügel und stützte sich mit dem rechten Arm darauf, während sein linker in der schwer zurückgehaltenen Erregung leise zuckte. Er stand ganz unbeweglich, obwohl eine kaum zu dämmende Unruhe in ihm flutete. Er trank mit seinen klaren Knabenaugen die Augen der zarten, blassen Frau. Jeder Gedanke an das Unwirkliche dieser Vorgänge war aus seiner Empfindung ausgeschaltet. Seine Phantasie schuf dieses Bild der in Tönen dichtenden Mutter, er glaubte an die Erschaffung; und so ward sie für ihn Wirklichkeit.

Wenn dann die blasse Frau anhob, zu spielen, kam das leise Sausen tiefer Wälder in das Zimmer herein. Dem Knaben schien es, als wehe alles Klagen und Schluchzen, das je aus Menschenherzen stieg, durch die weitoffenen Fenster und verwandele sich in ein gedämpftes Jauchzen, das in breiten Strömen hinausfloß in den blauen schweigenden Abend und über die ganze in Schauern empfangende Erde. Selbst der Himmel, der wie eine umgekehrte Schale den Abend überdeckte, klaffte auseinander wie der Schoß eines empfangenden Weibes und nahm das gedämpfte Jauchzen in sich auf. Und der Knabe erkannte in Verzückung sein Zerfließen in das All. Er empfand mit einer unsäglichen Wollust, wie sich sein ganzes Wesen auflöste, auseinanderströmte, den großen, dämmerigen Saal erfüllte, die Wände niederlegte, über Garten und Fluren und Wälder rieselte, alle schweigende Feierlichkeit der blauen Stunde in sicht einsaugte, endlich an das Meer gelangte und sich in den Wassern der grünen Unendlichkeit badete, versank und selbst unendlich wurde. Er lernte an diesen schwermütig-verzückten Abenden, die ihm wie Opferfeierlichkeiten vor der Allmacht eines Unendlichen erschienen, den Reichtum seiner Seele kennen. Er stieg in sich selbst, in sein noch kindhaftes Wesen hinab wie in einen tiefen Brunnen und holte die Schätze, die da verborgen lagen, zum Licht herauf. Auf diesen Schätzen, noch formlos und unverarbeitet, gestaltete er die Welt seiner Verzückung. Aus dem Gold seiner unermeßlichen Ahnungen goß er den schimmernden Palast der Unendlichkeit; die Perlen seines starken, fröhlichen Glaubens an das Mysterium des Sonnenaufgangs spannte er als schwere Girlanden von Säule zu Säule seines Palastes und schmückte so die Schönheit der toten Wesen, weil er noch keine lebendige Schönheit zu schmücken hatte. Und inmitten dieses schimmernden, perlenbekränzten Palastes stand er und streckte seine halbgeöffneten Hände aus, wie Schalen, die eines reichen, köstlichen Inhalts harren. Es war für ihn eine unaussprechliche Beseligung, daß er glauben durfte. Er wollte nur glauben, nur allen Reichtum, der zu ihm kam, aufnehmen ohne Fragen und Forschen. Er gab sich ganz seiner Verzückung hin, und in seinem tiefsten Innern tönte wie eine lächelnde Melodie das Bewußtsein, daß alle diese Seligkeit von der zarten, blassen Frau ausging, die seine Mutter war, und daß alle diese Seligkeit, beschwert mit der reichen Freude des Knaben, als doppelter Segen zu ihr zurückkehrte. Das vermehrte seine Verzückung und machte ihn dankbar; dankbar der Mutter und sich selbst, weil sie sich so zu einem einzigen Wesen vereinigten und sich wechselseitig ihre Seligkeiten schenkten, ohne arm werden zu können.

Die zarte Frau mit dem blassen Duldergesicht spielte wie eine Heilige. Ihre großen, kranken Augen hingen an der Decke, die in der Dämmerung zerfloß; ihre Hände schwebten über die Tasten, fortwährend in einer aristokratisch ruhigen Bewegung begriffen, die Töne hinhauchend. Der Knabe sah die Feinheit dieser schwebenden Hände, ohne sie anzusehen; er blickte nur zu den Augen der Mutter hin und empfing aus diesem wonnigen Anschauen das ganze Wesen der Künstlerin, das weiche Lächeln ihres blassen Mundes, das ruhige Atmen ihres Busens, das vornehme Gleiten ihrer schmalen Hände; die ganze überirdische Verklärung ihres Leibes und ihrer Seele. Er lebte nur in ihr und empfand ihre tiefe Künstlerschaft.

Durch die Fenster kam der blaue Abend näher und näher; das weiche Blau wurde tiefer und härter; die Fensterhöhlen waren wie seltsame Augen, die sich langsam verfinstern. Sobald der Knabe aber nicht mehr an den verklärten Augen der Mutter hing, trafen seine Blicke die dunkelnden Flächen, die die Fensterrahmen aus dem Himmel schnitten. Eine Reihe von Bildern zog in ihm herauf und blitzschnell an seiner Seele vorüber. Die erhabene Starrheit der Bäume, die der Allee entlang standen, die Sonne, die hinter dem Hause lag und träg den Horizont hinabschlich, das letzte verschlafene Schluchzen und Jubeln der kleinen Vögel in den Bäumen des Gartens, die ferne Stimme eines Knechtes, der die Herden eintrieb —: diese Farben und Töne wurden von den dunkelnden Fenstern an der Seele des Knaben vorübergezaubert. Er wurde unsicher und wagte doch nicht, schon an ein Ende der Opferfeierlichkeit vor dem Unendlichen zu glauben. Er begann zu zittern, wie der Kranke, der sich langsam aus einer schweren Ohnmacht aufrichtet; eine unsägliche Angst preßte ihm das Herz zusammen, die Angst vor einem großen Verluste. Sobald aber diese Angst eintrat, war es zu spät: dann hielten plötzlich die schmalen Finger der blassen Frau in ihrem aristokratischen Gleiten ein, die Lider sanken wie schwere Gitter über die strahlenden Augen und löschten sie aus. Und der Knabe stand neben dem Flügel und fühlte jede matter werdende Bewegung der Mutter wie einen scharfen körperlichen Schmerz. Er wollte laut rufen: Bleib noch bei mir, Mutter, spiele noch deine schwermütigen Melodien —, aber er vermochte es nicht. Ein Würgen stand ihm am Hals und gab ihm die Stimme nicht frei. Er war machtlos, die Buntheit seiner Phantasie begann zu erblassen, die einzelnen Far-

ben schwammen ineinander über und wurden trüb; das Tönen, das ihn wie ein undurchdringliches Netz umsponnen hatte, da er das Bild seiner Mutter am Flügel schuf, löste sich, und endlich fielen die Maschen ganz von ihm ab —. Ein Nebel sank über ihn; die dunkelblauen Fensterhöhlen erloschen in dichter Nacht . . . Der Knabe litt in diesen Augenblicken so empfindlich, daß er die Nacht, die um ihn her war, wie die Berührung feuchter Finger auf seinem Gesicht fühlte. Ein Grauen schüttelte ihn und warf ihn auf die Knie. So lag er, den Kopf an das Ebenholz des Flügels gepreßt, voller Angst vor der tönelosen Nacht und doch unfähig, ihr zu entfliehen. Dies waren die Stunden, in denen er für die höchste Seligkeit, die ihm die blaue Stunde gewährt, büßen mußte.

Wenn die Nacht den großen Musiksaal völlig in Besitz genommen hatte, schien es, als wäre der Reichtum, der an den Wänden, auf Tischen und Tischchen, an der Decke und auf dem Fußboden in vornehmer Linienreinheit ausgebreitet war, plötzlich verblaßt und wertlos geworden. Die Nacht hatte den strahlenden Reichtum in matte Armut verwandelt. Und vor dieser Armut, die er fühlte, entsetzte sich der Knabe. Er liebte den musikalischen Rhythmus der kostbaren Gemälde, die erlesenen Motive orientalischer Teppiche, die schlanke Schlichtheit altertümlicher Stutzuhren, das Gleißen großer Kronleuchter. Er liebte die aristokratische Linie und den vornehmen Reichtum in allen Dingen, die ihn umgaben.

. . . Er war allein mit seiner Seltsamkeit. Er besaß nur einen Menschen, dem er sich hätte anvertrauen können, und diesen einen verstand er nicht, diesen einen verleugnete er sogar in den Stunden seiner wollüstigen Entrücktheit. Er vermochte die geradlinige Nüchternheit seines Vaters nicht zu verstehen; er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch ohne Bedürfnis nach Schönheit sein könne, und fürchtete sich vor der Erkenntnis, daß sein Vater weder die Schönheit der Stimme, des Schreitens, des Körpers, noch die höhere Schönheit der Gedanken, der Wünsche, der Seele besitze. Er erkannte früh, daß sein Vater Gutsbesitzer und nichts weiter war. Als er darüber nachzudenken begann, sah er sich vor dem Rätsel seiner Herkunft und drang allmählich in den Gedanken ein, daß seine Mutter eine große Künstlerin gewesen sein müsse, eine viel größere Künstlerin als er bis dahin in den Entzückungen der blauen Stunde geahnt und geglaubt hatte. Welch einen Reichtum an Schönheit mußte sie besessen haben, da sie ihn noch so überschwenglich damit bedachte! So wurde seine Verehrung der Mutter tiefer, je höher sich sein Bedürfnis nach Schönheit entwickelte. Und so spann er sich immer enger in die musikalische Allheitswelt seiner Phantasien ein und war lange Zeit in Gefahr, den Fluch des Träumers durch sein ganzes Leben schleppen zu müssen. Er verlor sich immer bedingungsloser an die Lockungen seiner Seele, gab mit immer schwächer werdendem Widerstand dem Verlangen, in allen Erscheinungen Symbole zu sehen, nach und fühlte sich in den Unwirklichkeiten seiner in Verzückung erschaffenen Welten heimischer als in den Wäldern und Gärten der Heimat. Immer heißer ersehnte er in den Morgen- und Mittagstunden das sanfttönende Glück des Abends; und die Nächte marterten ihn endlich so schrecklich, daß er bleich und hohläugig wurde und am Tage umherging wie ein Gestorbener, der keine Ruhe finden kann. Seine Seele verzehrte sich in einem ungestümen Fieber.

Fortsetzung folgt

Enges Zimmer

Nun gehen die Nebel wieder in weißen Mänteln aus,
wohlige Dämmerung lullt tiefer die Tage ein
und Stürme fassen mit derben Fäusten das Haus,
fauchen im Ofen und flackern im Lampenschein,
gucken durchs Fenster wie rußige Schornsteinfeger
mit weißen Augen und melden für morgen den ersten Schnee.
Vom Turme klingt eine Glocke leiser die Stunden ab —
da blicken wir beide heiter von unsern Büchern hoch
und wissen, daß draußen das Leben noch nicht gestorben ist.

Alfred Richard Meyer

Aus einem Gedichtband Das Buch Hymen von Alfred Richard Meyer, das dieser Tage im Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf erscheinen wird. Die Gedichte sind in ihrem Wert sehr ungleich. Aber dieses Bändchen enthält das außerordentlich schöne Gedicht Intérieur, das zuerst in dieser Zeitschrift Nummer 50 veröffentlicht wurde.

H. W.

Meine Ausstellung im ‚Sturm'

Mein Bild aus Varengeville (1,) ist eigentlich jenes Werk, das ich als mein erstes betrachte. Es entstand in einer Zeit, in der ich ganz und gar blind dem Instinkt folgte, ohne die Kontrolle des Geistigen anzulegen. Aber der Künstler kommt notwendig auf einen Punkt, an dem er beginnen muß bewußt zu arbeiten. Das Bild 5 hatte ich im Salon d'automne ausgestellt. Es machte in den großen Sälen bei einer anderen Beleuchtung als der von mir persönlich bevorzugten auf mich den traurigsten Eindruck. Ich fand es sehr schwach in Farbe und Komposition. Ich antwortete mir mit dem Bild 6 in der Ausstellung der Indépendants, es wurde genau das Gegenteil des vorigen. Dieses Bild bedeutet eine große Veränderung in meiner Arbeit.

Ich merkte, daß es falsch wäre, den sogenannten „Charakter" der Dinge zu geben; das ist zum Beispiel: die längliche Form eines Flaschenhalses zu den genau entsprechenden Proportionen des dicken Bauches; der dicke große Stamm eines Baumes mit den dünnen breiten Zweigen, das Verhältnis des großen Leibes zum kleinen Hals beim Menschen.

Von dieser Zeit an schuf ich nur Kompositionen; ich war bemüht, rein das Verhältnis der Massen untereinander darzustellen. Das Problem lag darin, die absolute Allgemeingültigkeit der Form zu finden, jedoch gleichzeitig durch die A n o r d n u n g d e r V e r h ä l t n i s s e die Form in jedem Einzelfalle als einmalig und persönlich erscheinen zu lassen.

Jedesmal wenn ich meine Arbeiten unbefriedigt betrachtete, und das herauszuholen versuchte, das mir einzig von Ausdruckswert zu sein schien, stieß ich auf ein ganz bestimmtes Formverhältnis.

Die bildenden Künstler, die ernsthaft arbeiten, kommen sehr oft nach vielen inneren Mühen, auf solche Formverhältnisse; aber sie pflegen ihre Entdeckung, ihre i n n e r e R e g e l, meist zu verschweigen aus Furcht, man könnte sie für reine Theoretiker des Raisonnements halten.

Da ich glaube, daß der bewußte Arbeiter sich auch äußern kann, will ich ruhig von den mir naheliegenden numerischen Formverhältnissen reden: Es ist das Verhältnis 2 zu 7. Und ich habe gefunden, daß, wenn man die große Kunst der Primitiven untersucht, man auf dieselben Proportionen stößt. Ich glaube nicht, daß die Wurzeln der Kunst zeitlich sehr unterschieden sind. So bin ich der Meinung die Kunst unserer Zeit unterscheide sich von der großen Kunst der früheren Epochen nicht durch die Qualität, sondern durch Pflicht des Künstlers, seine Erkenntnisse bewußt anzuwenden. — Erkenntnisse, die ein primitiver Meister vielleicht instinktiv traf, geleitet und an Entgleisungen gehindert allein durch bestimmte Mitteilungen der Religion und Kultsitte seiner Zeit.

In dieser Epoche entstanden die Bilder 14 bis 24. Aber ich fand, daß auch diese Bilder noch viel zu sehr Anlehnungen an die direkte, materielle Natur waren.

Ich bin des Glaubens, daß die Kunst nicht in einem Wettstreit mit der Natur steht, mit Stimmung, Psychologie, Empfindung, sondern daß es Sache der Kunst ist, räumlich die V o r s t e l l u n g e n auszudrücken, die der menschliche Geist von den Dingen hat. So gewiß es keine malerische Dichtkunst oder Musik und keine literarische oder musikalische Malerei geben kann, so gewiß jeder Versuch der Vermischung oder Verschiebung der Künste unsinniges hervorbringt, so gewiß ist auch, daß die Tatsache der Produktion, des Schaffens in Kunst, dieselbe Wurzel im menschlichen Innern hat. Und so gibt es allerdings auch ein Moment der Malerei, das den anderen Künsten entspricht, wie es auch ein Moment der bildenden Kunst gibt, das der Natur entspricht.

Die Dichtung und die Musik haben ihren Anfang in der Zeit. Das Zeitliche scheint bei der bildenden Kunst ganz ausgeschaltet zu sein; aber das scheint nur so. Man gestehe sich ein, daß es durchaus unmöglich ist, ein Bild mit einem einzigen Blick zu umfassen, wie ein volkstümlicher Ausdruck lautet. Instinktiv nimmt das Auge seinen Anfang und gleitet in einer bestimmten Zeit über das Bild. Nur die illusionistisch-naturalistische Perspektivmalerei wünschte über diesen Vorgang zu täuschen.

Eine wichtige Aufgabe des bildenden Künstlers ist es, das Auge des Schauenden zu leiten. In den fünf Bildern 32 bis 36 habe ich bewußt versucht, rein durch die Formverhältnisse diesen Anfang in der Zeit für unser Auge aufzustellen.

Hier tritt dann auch wieder die rein geistige Parallele auf, die in der bildenden Kunst den Verhältnissen in der direkten Natur wahrhaft entspricht. Wie nämlich in der Natur etwa das Schwebende, Unbestimmte einer Landschaft, das, was wir Milieu oder Stimmung nennen, eine menschliche Gestalt in ihr erst wirklich klar als lebendigen Organismus erscheinen läßt; so sind es auf dem Vorstellungsbilde unseres Geistes gewisse vag gefärbte, nicht bestimmt konturierte Formen, die andere entschieden umrissene Formenmassen um so energischer als die bedeutungsvollen Konstruktivelemente der geistigen Anschauungswelt hervortreten lassen.

Und ich glaube, daß das bewußte Aufdecken des undenkbar großen Unterschiedes zwischen der Kunst und der Natur innerhalb des Schaffens die Kunst erst wahrhaft befreit von der Vereinzelung ihrer Stellung in unserer Zeit und sie zu einer wirklichen Angelegenheit unseres Lebens machen kann. Unseres Lebens, das uns bestimmt als Instinktwesen des Geistes.

Alfred Réth

Uebertragen aus dem Französischen

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Paul Claudel
Verkündigung / Ein geistliches Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel
Verlag der neuen Blätter / Hellerau und Berlin

Fernand Hubert
Les Inquiétudes / Poèmes
Vorwort von Nicolas Beauduin
Paris / E. Basset et Cie. Verlag

Shakespeare
Hamlet
Sommernachtstraum / Wintermärchen
Neue zweisprachige Ausgabe / Urtext und deutsch in je einem Bande
Tempel-Verlag / Leipzig

Ludwig Justi
Der Ausbau der Nationalgalerie
Zwei Denkschriften
Verlag Julius Bard / Berlin

Peter Altenberg
Semmering 1912
Verlag S. Fischer / Berlin

Henri-Martin Barzun
Hymne des Forces: Le Drame Antagonisme L'Universel / Poème Dramatique
Mercure de France Verlag / Paris

Inhalt

Dritter Jahrgang

Zweites Halbjahr 1912/1913

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Vierzehnte Ausstellung

Franz Marc

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig ✕ Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark ✕ Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark / Vom 1. April 1913 ab 10 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Franz Marc: Originalholzschnitte / je 10 numerierte und signierte Handabzüge: Versöhnung / / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Pressende Holzarbeiter / Je zehn oder sieben nummerierte und signierte Handdrucke / Das Exemplar 15 Mark

G. Münter: Neujahrswunsch / Fünf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

Walter Helbig: Landschaft / Originalholzschnitt / Fünf numerierte und signierte Handdrucke / Das Exemplar 25 Mark

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Zwölf handgedruckte, numerierte und signierte Holzschnitte / Das Exemplar 30 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Holzschnitte / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

R. Delaunay: Album / Elf Phototypien von Gemälden (ein Farbenlichtbild) mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire / Das Exemplar 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz ✕ Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin ✕ Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Robert Delaunay: La Tour / 20 Pfennig

Zeitschriften

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Poetry and Drama / Dichtung und Drama / Begründet Januar 1912 / Eine Dreimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 2 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 10 Mark 50 Pfennig / Verlag The Poetry Bookshop / London WC / 35 Devonshire Street / Theobalds Road

Rhythm / die einzige literarische und künstlerische Revue in England / moderne Kunst, Literatur und Drama / begründet 1911 / erscheint monatlich / jede Nummer enthält 16 Bilder, 40 Seiten Text / eine literarische Beilage erscheint jeden zweiten Monat / Probeheft gegen Einsendung von 1 Mark / Jahresbezug 13 Mark 50 Pfg. / Rhythm-Verlag, 5 John Street Adelphi, London, W C

La vie des Lettres / Collection anthologique et critique des Maitres Français et Etrangers publiée sous la direction de Nicolas Beauduin / Ce périodique trimestriel de haute littérature et d'art parait par volumes de 200 pages grand format, papier de luxe / Au premier numéro: M. de Noailles, H de Régnier, Emile Verhaeren, André Gide, Vielé Griffin, Nicolas Beauduin, J. H. Rosny ainé, Pierre Mille, Han Ryner, Camille Mauclair, T. de Visan, etc; des traductions de Pouhkine, Walt Whitman, Byron, D. G. Rosetti / Abonnement France 10 fr Etranger 12 fr (envoi d'un numero specimen contre la somme de 3 fr / Direction et Administration 20 rue de Chartres / Paris Neuilly

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7 a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Coffeinfreier Kaffee Hag ist wirklicher Bohnenkaffee, der alle Geschmacks- und Aroma-Vorzüge besten koffeinhaltigen Kaffees aber nicht dessen Nachteile hat. Er ist unschädlich für Herz-, Nerven-, Magen-Leidende und andere Kranke

Uhrschlüssel mit Eichhörnchen kauft Frau Dr. Powers, München, Copernicusstr. 11

Eichhörnchen jeder Art, in Bronze, Malerei, Porzellan etc. kauft Frau Dr. Powers, München, Copernicusstr. 11

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27 b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. **Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände**

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26



